

Sendung – Askese – Krise

Von Antonio Sicari OCD

Die drei Begriffe, die im Titel dieser Reflexion vorkommen, einander zur Seite zu stellen, ist unüblich. Es erschiene näherliegend und überdies herkömmlich, von »Berufung«, (Berufs-) »Krise« und der notwendigen »Askese« zu sprechen, die – je nachdem – die Krisen zu verhüten vermag oder behilflich sein kann, sie anständig zu lösen.

Doch das scheinbar Naheliegende erweist sich gerade dann als wenig überzeugend, wenn man gezwungen ist, sich konkreten Situationen zu stellen, in denen der »Berufene« in Krisen gerät, die die Askese nicht zu verhüten vermochte und die oft den Eindruck erwecken, sie ließen sich auf diesem Wege auch nicht lösen.

In solchen Situationen liegt ein Fehlschluß nahe, den es zu umgehen unmöglich erscheint: Die Mahnung, »der Berufung treu zu bleiben«, genügt nicht, denn es macht geradezu das Wesen des Berufenseins aus, in derartige Krisen zu geraten. Und auch die Askese als Therapie der Krise genügt nicht, weil diese »Übung« sich darauf richten müßte, eine Berufung zu stärken, die nicht mehr als die eigene erkannt wird (eine solche »Askese« erscheint schließlich sogar »dem Gewissen widersprechend«).

Wir werden sehen, daß oft nicht einmal der Verweis auf objektive Gegebenheiten (auf das Vorhandensein eines Sakraments oder einer »Weihe«) – obwohl an und für sich richtig – zu einer Lösung führt. Theoretisch scheint das Problem nach rückwärts zu verweisen: darauf, ob der Berufene zu einer wirklich dem Glauben entsprechenden Auffassung über die Gnade der Berufung herangebildet worden ist oder nicht. Darauf sind übrigens alle allgemeinen oder spezifisch kirchlichen Bestrebungen bedacht, die man als »Pastoral der Berufungen« bezeichnet. Doch selbst dann, wenn diese Arbeit wirklich geleistet würde (was, zumindest in bezug auf die Berufung von Laien, nur selten hinreichend geschieht), würde auch sie wahrscheinlich nicht genügen.

Ein Christ, der zu der Auffassung erzogen worden ist, der Ruf Gottes sei schon zu Beginn seines Daseins an ihn ergangen, wird dadurch sicherlich bestärkt. Wenn er ihn aber auf den Anfang seines Lebensstandes (Ehe oder Ehelosigkeit) ansetzt, kann ihn stets der Zweifel befallen, ob er die Stimme Gottes richtig vernommen hat, ob zwischen ihm und Gott wirkliche Zwiesprache gehalten oder ob nur die Stimme des Herrn, losgelöst von der Stimme des eigenen Ich, richtig verstanden worden ist. Wenn er dann an den Anfang des besonderen Berufungsumstandes, der jetzt sein Leben bestimmt (*diese konkrete*

Ehe, *diese* konkrete ehelose Lebensform), zurückdenkt, können sich die Zweifel noch weit dringlicher stellen. Und wenn zudem noch die einzelnen Umstände detailliert reflektiert werden, die das Leben zusätzlich belasten (und die am Ende meist die entscheidenden Umstände sind), dann wächst die Verwirrtheit über alle Maßen.

In vielen Fällen – mag es auch erst *post factum* sein – scheint der Seelsorger oder vertraute Freund nichts anderes bieten zu können als besagten Verweis auf die objektiven Gegebenheiten, von denen schon die Rede war (beispielsweise die Unauflöslichkeit der Ehe oder das ewige Gelübde), und er wird auch wenig anderes fordern können als eine Askese, die dem Verwirrten helfen soll, sich um jeden Preis an diese Gegebenheiten zu klammern. Doch genügt dies in den seltensten Fällen, weil der Betroffene *für sich* nicht mehr dieses objektiv Gegebenen erkennt – es sei denn als ein darin (wenn auch durch eigene Schuld) »ungerecht Gefangener«.

Den Begriff, den wir im Titel (der von »Sendung« und nicht von »Berufung« spricht) gewählt haben, möchte nun eben auf eine »theologische« Neubesinnung hinweisen, die helfen soll, angesichts der wachsenden Zahl solcher Krisen – und damit der steigenden Dringlichkeit ihrer Lösung – das Problem der Erziehung und Erfahrung der Berufenen radikaler (und damit kulturell und spirituell verständlicher) zu formulieren.

Natürlich geht es dabei nicht um eine Zusammenstellung neuer und verblüffender Rezepte, sondern wir wollen herausfinden, ob die angesprochenen Probleme – in dem, der sie erlebt, und in dem, der sie beurteilt – nicht zuweilen an einer mangelhaften theologischen Fragestellung leiden, die zwar gewiß das Glaubensverständnis betrifft, aber unumgänglich auch das Herz und den tätigen Willen einbeziehen sollte.

I

Die meisten Bücher, die sich mit dem Problem der Berufung (und seinen biblischen, theologischen und psychopädagogischen Aspekten) befassen, beinhalten wenigstens einen Abschnitt, der dem Thema der Sendung gewidmet ist: Jede Berufung *dient* einer Sendung, einem den Mitmenschen zu leistenden Dienst. Weiter hat man darüber ausgesprochen wenig zu sagen – vielleicht noch einige mehr oder weniger eindringliche Bemerkungen darüber, daß der Berufene in sich die dauerhafte Bereitschaft pflegen sollte, sich von Gott »senden« zu lassen.

Es besteht eine theologische Kluft: Während die Überlegungen zur Berufung deren Kraft und Beständigkeit damit begründen wollen, daß sie den ewigen Ratschluß des berufenden Gottes bekundet (wobei übrigens schon die Erwählung mit der Berufung verwechselt wird), neigt die Reflexion über die Sen-

dung dazu, sich in der Unbestimmtheit der vielfältigen Daseinsmöglichkeiten und zufälligen Ereignisse zu verlieren, für die die moralisierenden Hinweise (Verfügbarkeit, Großmut, Selbstverleugnung) der einzige Fixpunkt sind.

Tatsächlich aber erweisen sich weder der Hinweis auf den göttlichen Ursprung der Berufung noch der auf die »menschliche« Verpflichtung – obwohl sie wichtig sind – als fähig, den Menschen zu verankern, ihn also gewissermaßen strukturell treu zu machen. Und in der Tat läßt sich unschwer wahrnehmen, daß derartige Überlegungen auf keinem eigentlich christlichen Fundament aufrufen.

Auch in dieser – wie in manch anderer kontroverser – Frage hängt alles davon ab, ob das Trinitätsdogma im Zentrum der theologischen und spirituellen Reflexion gehalten wird. Walter Kasper schreibt: »Person und Werk Jesu Christi lassen sich nicht trennen. Jesus Christus gibt sich ganz hin für seine Sendung, er ist ganz eins mit ihr. Er ist der Gesandte und der für uns Hingegebene.«¹ Eine solche Aussage läßt sich unmittelbar und leicht verstehen; sie weist uns auf die gänzliche Verfügbarkeit Christi gegenüber dem Willen Gottes, des Vaters, und auf die entsprechende »Totalität« seiner Selbsthingabe an seine Kirche. Man kann jedoch gewiß noch weiter gehen.

Vor allem strebt die ganze Selbstoffenbarung Christi danach, seine Person mitzuteilen. Jesus *ist* seine Sendung auch deshalb, weil es zur Offenbarung des Vaters und zur Gemeinschaft mit dem Vater, die er den Menschen anbieten will, einzig dadurch kommen kann, daß man in seine Sohnschaft aufgenommen wird (»Söhne im Sohn«). In diesem tief persönlichen und sohnhaften Sinn *ist* Christus seine Sendung, so wie er auch seine Offenbarung *ist*.

Man kann jedoch noch weiter gehen: Dieser Christus, der vom Vater als Offenbarer und Retter gesandt ist, der Christus, der seiner Sendung nachleben muß, indem er sich uns gänzlich schenkt bis hin zur eucharistischen Selbstspendung, vollbringt dieses Werk, indem er gewissermaßen den trinitarischen Charakter seiner Person auf Erden enthüllt.

Die Theologie macht uns darauf aufmerksam: In Gott »sind Wesen und Relation real identisch; Gott ist Beziehung, und er existiert nur in innergöttlichen Beziehungen; er ist ganz Liebe, die sich hingibt und verschenkt.«² Hans Urs von Balthasar hat mehr als hundert Seiten seiner »Theodramatik« darauf verwandt, die Einheit von Sendung und Person in Christus zu begründen und zu erklären; gleichzeitig hat er aufgezeigt, daß die »Sendung« der Grundbegriff ist: »Der Auftrag des Vaters, Gottes Vaterschaft durch sein ganzes Sein, sein Leben und Sterben in der Welt und für sie auszudrücken, füllt und beschäftigt dieses Bewußtsein bis zum Rand, es versteht sich gesamthaft als das, was »vom

1 W. Kasper, *Jesu der Christus*. Mainz 1984, S. 301.

2 W. Kasper, *Der Gott Jesu Christi*. Mainz 1982, S. 341.

Vater her« zu den Menschen kommt, sosehr als ›Auslegung des Vaters‹ (Joh 1,18), ›Wort des Vaters‹, daß kein Raum und keine Zeit bleibt für eine von der Sendung abgehobene Reflexion auf ein ›Wer bin ich?‹.«³

Kurz: Während nach unserer menschlichen Erfahrung die Sendung ein Begriff ist, der auf den Personbegriff folgt, muß, will man das Mysterium Jesu entschlüsseln, der Sendungsbegriff methodologisch dem Begriff der Person vorangehen; ansonsten läßt man außer acht, daß es für die Person Jesu wesentlich ist, in seiner spezifisch »trinitarischen« Weise gänzlich auf den Vater bezogene »Person« zu sein.

Es geht also darum, jener Intuition, die ein russischer Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts so lebendig zum Ausdruck brachte, volle theologische und methodologische Relevanz zu geben: »Das Wissen um den Vater war in Jesus das, was in den anderen Menschen das Wissen um das Ich ist: Er sagt ›Vater‹, wie wir ›ich‹ sagen.« Diese Identität Jesu kommt auf vollendete Weise in eben der Formulierung zum Ausdruck, die in den Evangelien beständig wiederkehrt: »Der Vater, der mich gesandt hat ...«

Wenn wir nun von Christus zu den Christen übergehen – zu denen, die in ihm erwählt, berufen und gesandt sind –, soll vor allem der Abstand und der Unterschied hervorgehoben werden. Während sich für Jesus Erwählung, Berufung und Sendung von aller Ewigkeit her decken, liegt für die Christen ein Abstand vor: Die Erwählung geht zwar auf die Zeit »vor der Erschaffung der Welt« (Eph 1,4) zurück; die Berufung aber geschieht in einem Zeitabschnitt, den die Gnade Gottes bestimmt; und die Sendung entfaltet sich in Rhythmen und Fragmenten, die im Daseinsbogen noch weiter auseinander liegen. Trotzdem besteht für die Christen auch und vor allem in diesem Fall die Pflicht, »Christus nachzuahmen«: »Für alle ... wird das Spielen im Spiel-Raum Christi darin bestehen, die angestammte Nichtidentität als ›Nachfolge Christi‹ ... in eine immer vollkommener angenäherte Identität überzuführen, also das eigene Ich immer selbstloser mit der gottgeschenkten Sendung zur Deckung zu bringen und in dieser Sendung die eigene, sowohl personale wie soziale Identität zu finden.«⁴

Nachdem wir auf dieser Reflexionsebene angelangt sind – die nicht einmal für die »Geweihten« selbstverständlich ist und von der man nicht annehmen darf, man könne sie so einfach und mühelos verinnerlichen –, sollte klarer geworden sein, welches der Boden der tragischen Unbeständigkeit ist, in der die Berufungen schwanken – wenn sie nicht sogar verlorengehen.

3 H.U. von Balthasar, Theodramatik, II, 2. Einsiedeln 1978, S. 157.

4 Ebd., S. 248.

II

Zuletzt soll es darum gehen, aus dem Gesagten konkrete und pädagogisch wirksame Hinweise zu folgern. Wir möchten dies in Gestalt rasch aufeinander folgender Punkte tun, wobei wir vorausschicken, daß das Kriterium, an das wir uns halten, eben jenes ist, auf das wir wiederholt hingewiesen haben: die Einheit von Person und Sendung. Und wir fügen von vornherein hinzu, daß gerade auf diesem Kriterium jede Askese aufrufen muß (und jede asketische Praxis erst dann gültig ist, wenn sie dieses Ergebnis zu erreichen strebt).

1. Vor allem ist ein Diskurs über die Berufung nur dann sinnvoll, wenn er auf den Aufbau einer »theologischen Person« ausgerichtet ist, d.h. einer Person, deren Selbstbewußtsein ohne verbleibende Leerräume über den Sinn der Zugehörigkeit zu Christus und zu *seiner* Geschichte durchdrungen ist. Dabei darf es sich nicht um einen Christus handeln, der zu einer bloßen Persönlichkeit, zu einem Ideal, zu einem Verkünder von Werten oder zu einem »Aufhänger« für soziale Anliegen verkürzt worden ist, sondern um einen auferstandenen Christus, eine lebendige, liebende Person, die man mit allen Kräften des eigenen Wesens (und nach allen Seiten der Liebe hin) liebt. Um einen Christus, in dessen totaler, warmer Familiarität man »Vater« zu sagen lernt, so wie man »ich« sagt.

Ohne diese »Pflege der Zugehörigkeit« zu Christus liegt in jeder Bezugnahme auf einen »Ruf Gottes« für den »Christen« insgeheim immer eine idolatrische und narzißtische Formulierung. Man kann, ohne sich vor einem Irrtum fürchten zu müssen, behaupten, daß die Ungewißheit eines Christen über seine Berufung wie auch seine Unbeständigkeit in Krisen ebenso groß ist wie die Lebensdistanz, die er zwischen sich und Christus verspürt – ungeachtet jeglichen Anscheins von »Beständigkeit«.

2. Wenn man Christus angehört (und je mehr man ihm angehört), lernt man dasjenige »nachahmen«, was in ihm »Identität von Person und Sendung« gewesen ist. Doch der Glaubende eignet sich diese »Identität« an, während er die geschichtliche Kontinuität zwischen Christus und seiner Kirche wahrnimmt und ins Leben umsetzt. Die Kirche ist in der Tat als der konkrete Ausdruck – in der Welt und für die Welt – derjenigen Liebe zu verstehen und zu lieben, in der der Vater Christus gesandt und Christus sich selbst hingegeben hat. Die Kirche ist heute die Sendung Christi, und sie ist in diesem Sinn seine Person (»sein Leib«).

Nur innerhalb einer von Dankbarkeit erfüllten Zugehörigkeit zur Kirche wird für alle Christen und für den einzelnen Gläubigen noch vor jeder umständebedingten Wahl und Situation objektiv an der Einheit zwischen Person und Sendung festgehalten. Mit anderen Worten: Der Christ muß sich vor allem die Berufung und Sendung der Kirche zu eigen machen, und zwar so sehr, daß diese Aneignung sein Ich in jeder Eventualität aufrechterhalten kann, sogar

selbst dann, wenn er sich in Situationen scheinbarer Zerrüttung seiner selbst und seiner Pläne befinden sollte.

Somit ist klar, daß die Berufung und Sendung eines Gläubigen umso unbeständiger und ungewisser (und außerdem von der Wurzel des Ich losgerissen) bleiben, je unbestimmter er die Zugehörigkeit zur Kirche Christi ins Leben umsetzt. Eine weder frohe noch stolze, sondern ungewisse, konfliktgeladene, problematische, unwillige, skeptische, verbitterte Zugehörigkeit, die zur Abstandnahme bereit ist, läßt jede Berufung und jede Sendung von Grund auf verquer und unfähig werden, sich miteinander und mit dem Ich, dem sie anvertraut worden sind, zu »identifizieren«.⁵

3. Nur innerhalb dieser beiden großen Energien, welche die »glaubende Persönlichkeit« halten und heiligen, kann das Ich in objektivem Frieden und in objektiver Verfügbarkeit auf die Suche nach der Berufung und Sendung gehen, die Gott ihm anzuvertrauen gedenkt – ebenso sehr darauf bedacht, die Zeichen, die Gott ihm sendet, entgegenzunehmen, wie wahrhaft bereit, Gott die Initiative zu überlassen.

Wenn hingegen der Glaubende an diesen beiden (oben beschriebenen) Energien der Zugehörigkeit nur spärlich teilhat, wird zwar Gott »befragt«, aber erst nachdem ihm Vorbedingungen gestellt worden sind, die vom eigenen Ich diktiert wurden, das deshalb schließlich nur sich selbst gehorcht und das Herz des Mysteriums der Berufung und Sendung verleugnet.

Besonders diejenigen Berufungen sind strukturell unbeständig, die weder vom Innern eines reichhaltigen und engagierten kirchlichen Lebens her entstehen noch von ihm her geprüft werden, sondern gewissermaßen aus einer moralistischen oder auf Effizienz erpichten Betrachtung des eigenen Ich hervorgehen.

4. Während ein glaubendes Ich dazu »herangebildet« wird, die Berufung und die Sendung, die Gott für es bestimmt, (zuerst) zu prüfen und (sodann) zu verwirklichen, ist das oberste pädagogische Gesetz (Askese) jenes, das dazu anleitet, die Einheit der Person, der Berufung und der Sendung auch in der scheinbaren Vorläufigkeit und Bruchstückhaftigkeit der Umstände – ungeachtet der Veränderungen, die im Dahinfließen der Zeit notwendigerweise kommen (und von denen man voraussieht, daß sie vorkommen werden) – ins Leben umzusetzen.

Der Glaube, daß Gott in jedem Augenblick und in jedem Umstand für *mich* Schöpfer und Vater ist; die Gewißheit, daß Augenblicke und Umstände jedenfalls dazu bestimmt sind, *meine* Zugehörigkeit zur Kirche und somit zu Christus zu verwirklichen – all das bewirkt, daß sich das Ich so sehr »berufen und

⁵ Persönlich bin ich der Ansicht, daß dies das gravierendste Problem ist, das die Bischofssynode von 1990 über die Betreuung der Priester in der heutigen Zeit methodologisch anpacken mußte; mit prinzipiellen Erklärungen sollte sie sich nicht begnügen.

gesandt« fühlt, daß es sich voll und ganz in die Umstände und Augenblicke hineinzubegeben weiß. Weil aber die Umstände des Lebens auch dessen normalen und unumgänglichen Stoff ausmachen (entsprechend den objektiven, unerbittlichen Bedingungen, die das Leben auferlegt: unabänderliche Entschiede, erworbene Verantwortungen, geknüpftte Bande, tatsächliche Situationen usw.), kann ein christliches Ich sich gewiß nicht aufbauen, wenn es sie als etwas »Formloses« oder »Vorläufiges«, gewissermaßen dem eigenen, wahren Wesen »Aufgesetztes« versteht, so als ob sie die eigene Berufung und Sendung wirklich nicht beträfen.

Das Ich, das in solchen Unterscheidungen lebt, bleibt letztlich ungewiß, sehnt sich nach anderen Möglichkeiten, zweifelt an der Gültigkeit seines »Standes« und ist psychologisch »auswechselbar« (Ehelose, die verheiratet sein möchten; Verheiratete, die »anders verheiratet« oder noch ledig sein möchten; Kleriker, die Laien, und Laien, die Kleriker sein möchten; Berufstätige, die von einer für sie befriedigenderen Situation träumen, worin sie sich schließlich verwirklichen könnten, und noch vieles dergleichen – das alles sind Existenzen, die sich nicht gänzlich in die ihnen anvertraute Sendung hineingeben und auf die Suche nach interessanteren »Sendungen« gehen, um ihrem existentiellen Unbehagen zu entfliehen. Sie alle sind somit tief im Ungewissen über ihre Berufung).

5. Diese Pädagogik sollte sich nicht nur auf einzelne Momente des »Lebensstandes« zu erstrecken wissen, in denen man sich real befindet (sogar dann, wenn die Berufswahl falsch ausgefallen wäre), sondern auch auf die gewöhnlicheren Umstände, die den Tag ausfüllen, ihn »begrenzen« oder »zerstückeln«.

Ein einziges Beispiel (das für tausend andere stehen mag) soll genügen: Einzig dann, wenn *dieses* Kind in *dieser* Situation seiner Bedürftigkeit *jetzt* auf wunderbare Weise als »Berufung und Sendung« begriffen wird, die – hier und jetzt – das Ich der Eltern vollständig in Anspruch nehmen, verwirklichen diese in sich diese Ganzheit des Subjekts, die allmählich für Krisen unangreifbar wird. Wir sagten »wunderbar«, um zu betonen, daß es sich um eine Gnade handelt, um die man nur *jeden* Tag in inständigem Gebet bitten kann. Mehr noch: Nur so baut sich die Heiligkeit auf, denn nur so baut sich die heilige Kirche Gottes auf und erstrahlt die Herrlichkeit Christi in der Welt.